

Detlef Horster

Anmerkung:

1
Eine ausführlichere
Darstellung mit weiteren
Nachweisen findet sich in:
Horster 2006, S. 91 ff.

Wie lernt man, was man soll?

Der Beitrag beschreibt zum einen die Moralentwicklung junger Menschen und zum anderen die ihrer Persönlichkeit. Das Morallernen beginnt im Säuglingsalter und durchläuft drei Stadien: das Lernen der Regeln, deren Akzeptanz und die Motivation, diese zu befolgen. Für die Persönlichkeitsentwicklung sind von hervorzuhebender Bedeutung: Vorbilder, Gemeinschaften und Rituale.

Frühestes Morallernen im Säuglingsalter¹

Entwicklungspsychologen vermuteten stets, dass das Morallernen vor dem Spracherwerb einsetzt. Da unser Gedächtnis sich erst später entwickelt, fehlt uns selbst die Erinnerung an unser Erleben in den ersten beiden Lebensjahren. Darüber hinaus fehlten bislang die Forschungsmethoden, mit denen die Vermutung, dass Morallernen bereits in den ersten beiden Lebensjahren erfolgt, hätte erhärtet werden können. Über solche verfügen die Entwicklungspsychologen inzwischen, so dass wir Aussagen darüber treffen können, ob Morallernen bereits in der präverbalen Entwicklung möglich ist: „Die wissenschaftliche Entwicklung erreichte einen Wendepunkt, als wir den Babys Fragen zu stellen begannen, die sie tatsächlich beantworten konnten. Hatte man erst die Antwortmöglichkeiten erkannt, konnte man die passenden Fragestellungen entwickeln“, sagt der angesehene New Yorker Säuglingsforscher Daniel Stern (1991, S. 13). Bei den Fragen an die Säuglinge handelt es sich um Experimente, die Verhaltensweisen im Experiment sind die Antworten.

Ich gebe ein eindrucksvolles Beispiel wieder, das zwar nicht direkt mit Morallernen zu tun hat, doch man kann sich dadurch ein Bild von dieser neueren Forschungsarbeit machen. Es betrifft die intersensorische Koordination oder amodale Wahrnehmung, es geht um folgendes Problem: Wenn wir als Erwachsene einen Tisch sehen und dann diesen Tisch berühren, sind das für uns nicht zwei verschiedene Tische, sondern für uns ist es ein und derselbe Tisch. Die Sinneswahrnehmung des Berührens und die Sinneswahrnehmung des Sehens vermitteln uns verschiedene Aspekte ein und desselben Objekts. Wie erlebt das kleine Kind die Objekte, wenn es das Gesicht seiner Mutter sieht und die Mutter mit ihm spricht? Sind das zwei verschiedene Mütter – eine Mutter, die es hört, und eine, die es sieht? Oder existiert von Anfang an so etwas wie ein einheitliches Objekt-konzept? Um das zu überprüfen, machte man folgende Untersuchung. Man steckte einem 14 Tage alten Säugling einen Schnuller mit Noppen in den Mund – den Schnuller durfte er vorher nicht gesehen haben –, und im Anschluss daran zeigte man ihm zwei Schnuller, einen mit Noppen und einen ohne Noppen. Er sah dann lieber den Schnuller mit den Noppen an, also den, den er im Mund hatte. Das heißt, der Säugling stellt eine Verbindung her zwischen dem, was er im Mund fühlt, und

dem, was er sieht (vgl. Stern 1996, S. 75; Dornes 1997). Das Baby nimmt die Welt durch insgesamt sieben Sinne wahr, und es ist reizhungrig: Gleichgewichtssinn, Tastsinn, Tiefenwahrnehmung, Sehen, Hören, Riechen, Schmecken. Jeder Sinn hat andere Rezeptoren, die jeweils andere Sinnesreize aufnehmen können, so dass es denkbar wäre, dass der Säugling die Umwelt als Chaos erlebt. Doch egal, über welchen Sinneskanal er etwas wahrnimmt, er kann es in die Wahrnehmung aller anderen Kanäle „übersetzen“.

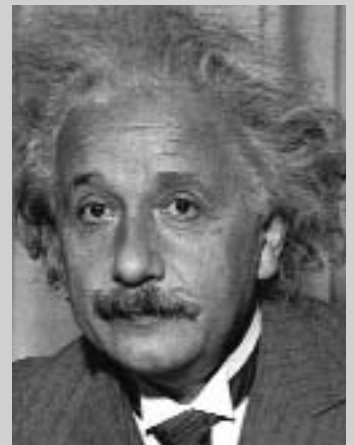
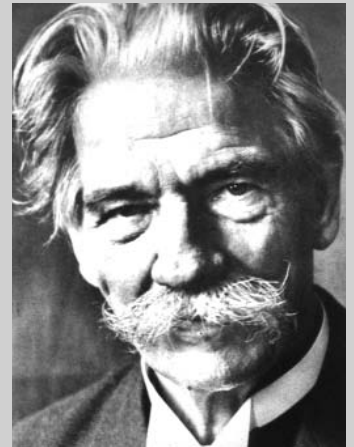
Zu welchem Ergebnis kommen nun die Untersuchungen der Säuglingsforschung im Hinblick auf die *moralische Entwicklung*? Martin Dornes erklärt: Säuglinge explorieren gern ihre Genitalien, wobei man ihnen heute nicht mehr wie früher droht oder ihnen die Hände festbindet, wie man in dem Buch *Schwarze Pädagogik* von Katharina Rutschky nachlesen kann. Das erweist sich als unnötig, denn wenn die Eltern Unbehagen empfinden, kommunizieren sie es über ihren Gesichtsausdruck. Die jungen Erdenbürger können solche Gesichtsausdrücke sehr gut lesen, d. h., dass die Einstellung der Eltern zu diesem Genitalspiel über ihren Gesichtsausdruck vermittelt und vom Baby verstanden wird. Somit ist evident, dass die Inhalte moralischer Regeln dem Säugling bereits früh vermittelt werden. Man kann demnach ganz generell sagen, dass das Baby und das Kleinkind sich an der Moralauffassung der Bezugspersonen orientiert.

Dornes sieht folgende Entwicklungsschritte: Im ersten Lebensmonat können Säuglinge ein unnatürliches Gesicht noch nicht von einem natürlichen unterscheiden. Hält man ihnen ein Bild vor, bei dem etwa Kinn und Mund oben sind, sieht das kleine Kind dieses Bild genauso gern an wie ein natürliches Bild von einem Gesicht. Ab dem zweiten Monat konzentriert es sich schon auf Teilkomponenten des Gesichts. Zwischen dem zweiten und fünften Monat lernt der Säugling, das Gesichtsinere zu lesen, doch er reagiert noch nicht emotional auf unterschiedliche Stimmungen. Ab dem fünften bis siebten Monat beginnt das Kind, auf Stimmungen anderer zu reagieren. „Auf diese Weise vermögen Wünsche, Befürchtungen, Verbote und Phantasien der Eltern das seelische Erleben des Kindes zu konturieren“ (Stern 1996, S. 291). Dann hat das Kleinkind ein wirkliches Affektverständnis (vgl. Dornes 1993, S. 153 f.). Ab dem neunten Monat wird mit Hilfe der Bezugsperson die Welt erforscht.

Entstehen der moralischen Haltung

Kleine Kinder lernen demnach moralische Regeln spätestens ab dem siebten bis neunten Monat über die Interpretation der Gesichtsausdrücke ihrer Bezugspersonen. Bedeutet das, dass sie diese befolgen werden? Nein, das Wissen von moralischen Regeln und die Befolgung dieser Regeln sind zwei verschiedene Dinge. Erst viel später entwickeln sie eine moralische Haltung; diese kommt – wie Aristoteles sagt – durch Gewöhnung zustande. Monika Keller schreibt: „Meine Untersuchung hat belegt, dass hedonistische Interessen insbesondere bei jüngeren Kindern für die praktische Entscheidung von Bedeutung sind“ (Keller 2005, S. 160). Die hedonistischen Interessen beim moralischen Handeln nehmen im Laufe des Älterwerdens ab, so dass man sagen kann, dass die Kenntnis von moralischen Regeln und die moralische Haltung oder die Motivation, diesen Regeln zu folgen, kontinuierlich konsistenter werden. Die Ergebnisse von Keller werden durch Nunner-Winklers Forschungen erhärtet (vgl. Nunner-Winkler 2005). Danach wissen jüngere, 4-jährige Kinder, dass man dem anderen Kind seine gebrannten Mandeln nicht klauen darf. Sie tun es trotzdem, weil gebrannte Mandeln „so gut schmecken“. Oder: Sie wissen zwar, dass man teilen sollte, nehmen die Cola aber dennoch für sich allein. Elfriede Billmann-Mahecha und ich kommen zu einem ähnlichen Ergebnis wie die beiden vorher genannten Autorinnen (vgl. Billmann-Mahecha/Horster 2005).

Die Ergebnisse zeigen, dass das Lernen von moralischen Regeln ein Prozess ist, der sich in der Sozialisation unmerklich vollzieht. Es dauert nicht lange, bis man anfängt, moralische Regeln kennen zu lernen. Mit dem siebten bis neunten Monat spätestens beginnt das Lernen moralischer Regeln. Man kann sicher sein, dass Kinder die wichtigsten moralischen Regeln mit 3 oder 4 Jahren bereits kennen. So zeigen es jedenfalls die genannten Untersuchungen von Nunner-Winkler. Von da an ist es noch ein Entwicklungsprozess, bis die Kinder die Haltung aufbauen, moralische Regeln als kategorische zu akzeptieren und zu befolgen. Diese sogenannte Internalisierung von moralischen Regeln beginnt nach unseren Untersuchungen etwa um das zehnte Lebensjahr herum.



Orientierungsmaßstäbe durch Vorbilder?
Albert Schweitzer und Albert Einstein...

Handlungsleitende Orientierungen für den eigenen Lebensentwurf

Etwas anderes als die Orientierungen für das Soziale ist die Orientierung für den eigenen Lebensentwurf. Wenn man darüber nachdenkt, stellt man sich die Frage, wer man sein will, wie man für sich ein gelungenes und geglücktes Leben anstreben und realisieren kann. Es geht folglich darum, für sich anhand der Frage, welcher Mensch man insgesamt werden will, einen Orientierungsmaßstab zu entwickeln. Es geht nicht um die Orientierung in einem abgegrenzten Lebensbereich, sondern um das Menschsein eines konkreten Menschen insgesamt. Aber wie findet man einen solchen Orientierungsmaßstab?

Vorbilder

Den könnten beispielsweise Vorbilder geben, denn Margarete Mitscherlich sagte schon 1978: „Es ist klar, wir alle brauchen Ideale, Vorbilder, Ziele, an denen wir uns orientieren, nach deren Verwirklichung wir streben können“ (Mitscherlich 1978, S. 14). In meiner Jugend, in den 50er Jahren, hatten wir eine große Auswahl: Albert Schweitzer, Theodor Heuss, Carlo Schmid, John F. Kennedy, Albert Einstein. Auch zur Zeit der Studentenbewegung hingen in allen Wohnungen Poster von Ho Chi Minh, Angela Davis und Che Guevara. Letzterer war ein so großartiges Vorbild, dass viele von uns ernsthaft vorhatten, sein Werk in Bolivien zu vollenden. Das scheiterte damals nur am Flugpreis.

Welche Eigenschaften sollten Vorbilder haben, wenn sie orientierend zu wirken vermögen? Sie sollten pädagogisch wertvoll sein, d. h., sie sollten moralerziehende Funktion haben, also moralisch integer sein (vgl. Mehler 1995, S. 454). Daran mangelt es heute. Nehmen wir als Beispiel Bill Clinton, den man zu Beginn seiner Amtszeit noch als den neuen Kennedy feierte und der seine Anhänger durch die Affäre mit Monica Lewinsky und seine öffentlichen Lügen in diesem Zusammenhang enttäuschte. Die Jugend sucht Menschen, bei denen sie sicher sein kann, dass keine Enttäuschung folgt. Man muss nicht alles realisieren, was die Vorbilder für richtig halten. Jugendliche „wollen Vorbilder statt Vorschriften“ (Drobinski 2005). Darauf komme ich gleich noch zu sprechen. Aber die Menschen sollen geradlinig und glaubwürdig sein (vgl. ebd.).

... Che Guevara, Theodor Heuss und John F. Kennedy



Gemeinschaften

Auch Gemeinschaften können Orientierung bieten. Nehmen wir als eine Gemeinschaft, die Orientierung geben könnte, die Kirche. Der 19-jährige Niklas Habers aus Overath bei Köln ist gläubiger Katholik, als Messdiener engagiert und hat aufopferungsvoll den Weltjugendtag in Köln mit organisiert und vorbereitet. „Für Niklas gibt es zwischen der Welt der Kirche und der Welt ihrer Jugend eine Kluft. ‚Ich lebe mein Leben, und meine Kirche gehört dazu. Aber in vielen Punkten ist mir mein Leben wichtiger als die Regeln, die meine Kirche dazu aufstellt.‘ Manche dieser Punkte sind für Niklas selbstverständlich. Er hat Sex vor der Ehe, keine Probleme mit Schwulen und befolgt nicht, was seine Kirche zu Verhütung vorschreibt, das hält er in Zeiten von AIDS sowieso für eine Katastrophe“ (Schulz 2005).

Das also ist anders als in den 50er Jahren. Die Vorgaben der Kirche waren für uns Lebensorientierungen, die uns halfen, im Leben klarzukommen und nach denen wir uns richteten. Allein der Gedanke an vorehelichen Geschlechtsverkehr war ein unkeuscher Gedanke. Das bedeutete, dass wir wussten, was für uns in einem bestimmten Alter in Sachen Sexualität gut und richtig war. Gerieten wir einmal auf den Weg der Untugend, wurden wir in der Beichte wieder auf die richtige Spur gesetzt. Eingespart zu werden, ist wesentlich einfacher, als selbst nachzudenken. Eine solche Orientierung durch die Kirche wird nicht mehr für den eigenen Lebensentwurf angenommen, wenn man die Geschichte des heute 19-jährigen Niklas Habers betrachtet, obwohl Keuschheit von der Kirche immer noch als tugendhaft angesehen wird (vgl. Horster 2005).

Rituale

Oft wird beklagt, dass wir in der modernen Gesellschaft in einer ritualarmen Zeit leben. Für junge Mädchen gibt es das natürliche Signal der ersten Menstruation. Dadurch wissen sie, dass sie nun nicht mehr Kind sind, sondern dem Geschlecht der Mutter angehören. Die ersten stärkeren Konflikte mit dem Vater tauchen auf. Dies bedeutet einen klaren Einschnitt in der Entwicklung. Bei den Jungen wird dieses Signal durch den Stimmbruch gesetzt. Deutlich ist aber nicht, ob man nun zu der Gruppe der Jugendlichen

oder zu den Erwachsenen zählt. Es fehlen begleitende Rituale, die deutlichere Zeichen setzen, wie sie beispielsweise in der Autobiographie von Nelson Mandela beschrieben werden. Die Jungen gingen mit dem Mediziner zur Beschneidung außerhalb des Dorfes, wo sie sich zur Vollziehung dieses Rituals mehrere Tage aufhielten. Als sie ins Dorf zurückkamen, gehörten sie zu den Erwachsenen und bekamen ihre eigene Hütte. Hier gibt das Ritual noch Orientierung vor.

In unserer ritual-, gemeinschafts- und vorbildarmen Zeit, in der die Menschen vornehmlich Individuen mit der Pflicht zur Selbstverwirklichung sind und weniger Gemeinschaftswesen, fehlen allenthalben die Orientierungen. Menschen sind auf sich gestellt – und diese Freiheit wird oft auch als Last empfunden. Wie kann man heute damit umgehen?



Bill Clinton und
Nelson Mandela

Literatur:

Billmann-Mahecha, E./

Horster, D.:
Wie entwickelt sich moralisches Wollen? Eine empirische Annäherung. In: D. Horster/J. Oelkers (Hrsg.): *Pädagogik und Ethik.* Opladen 2005, S. 193–211

Dornes, M.:

Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen. Frankfurt am Main 1993

Dornes, M.:

Vom Triebbündel zum kompetenten Wesen. Die Psychoanalyse verändert ihr Bild vom Säugling. In: *Frankfurter Rundschau* vom 28. Oktober 1997, S. 10

Drobinski, M.:

Der Glaube der Jugend. In: *Süddeutsche Zeitung* vom 13./14./15. August 2005, S. 4

Horster, D.:

Jürgen Habermas und der Papst. Glauben und Vernunft, Gerechtigkeit und Nächstenliebe im säkularen Staat. Bielefeld 2006

Horster, D.:

Katechismus der katholischen Kirche. Compendium. München 2005

Keller, M.:

Moralentwicklung und moralische Sozialisation. In: D. Horster/J. Oelkers (Hrsg.): *Pädagogik und Ethik.* Opladen 2005, S. 149–172

Mehler, F.:

Von Albert Schweitzer zu Madonna – Braucht die Jugend heute noch Vorbilder? In: *Deutsche Jugend*, 1995/10/43, S. 453–459

Mitscherlich, M.:

Das Ende der Vorbilder. München 1978

Nunner-Winkler, G.:

Zum Verständnis von Moral – Entwicklungen in der Kindheit. In: D. Horster/J. Oelkers (Hrsg.): *Pädagogik und Ethik.* Opladen 2005, S. 173–192

Rutschky, K. (Hrsg.):

Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung. Frankfurt am Main u. a. 1977

Schulz, R.:

Katholiken, die nicht beten. In: *Süddeutsche Zeitung* vom 25. Juli 2005, S. 10

Stern, D. N.:

The Interpersonal World of the Infant. New York 1985 [deutsch: *Die Lebenserfahrung des Säuglings.* Stuttgart 1996, 5. Auflage]

Stern, D. N.:

Diary of a Baby. New York 1990 [deutsch: *Tagebuch eines Babys.* München 1991]

Dr. Detlef Horster
ist Professor für Sozial-
philosophie an der
Universität Hannover.

